

~~o/K Nekr W 0026~~ ~~1867. 4.~~
~~1795 1867 St~~

Zentralbibliothek Zürich

Aus
der Heimath in die Heimath.

Zur

Erinnerung

an

Elise Wenger, verheiratete Steinemann.

geb. 18. Febr. 1835
in Bern.

gest. 3. Febr. 1867
in Wegge.

Als Manuscript für die Freunde gedruckt.



Bern.

Buchdruckerei von A. J. Wyß.

1867.

W. D.

Vorwort.

Diese Blätter enthalten eine einfache Zusammenstellung desjenigen, was auf die kurze Missionslaufbahn unsrer Elise Bezug hat, und sollen dazu dienen, ihr Andenken unter uns lebendig zu erhalten. Können sie etwas mehr wirken, so ist es von Gott. Es sind Auszüge aus einem während der Seereise geführten Tagebuch, aus ihrer Reisebeschreibung, aus Briefen von ihr und ihrem Manne, mit ganz wenigen Ergänzungen. Die Verbreitung derselben über den allernächsten Verwandtenkreis hinaus wurde durch die Aufforderung mehrerer Freunde veranlaßt.

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Einen jeglichen Neben an mir, der da Frucht bringet, wird er reinigen.

Wo könnte ich meinen Rückblick besser beginnen, als an jenem unvergeßlichen Tage, dem 12. Dezember 1865, als die Anfrage aus Afrika kam! Es war ein Dienstag. Ich sollte nach der Schule doch ja zu Frau St., meiner mütterlich gesinnten Freundin kommen. Ich aß schnell und ging. Was vernahm ich dort! Missionar Jakob Steinemann in Wegbe frug, ob ich seine Gattin und Gehülfinn im Werke des Herrn werden wolle? Wegbe ist die nördlichste der 4 Stationen der norddeutschen Missionsgesellschaft. Vor sieben Jahren war alles wilder Busch und Gras. Gegenwärtig stehen 19 größere und kleinere Häuser auf dem Missionseigenthum, rings umgeben von Kaffeepflanzungen und andern Anlagen. Das rasche Aufblühen der Station zeugt von den Friedensgedanken Gottes über jene Gegenden und von der treuen Arbeit der Geschwister. Freilich reden auch dort schon einige Gräber auf dem „Gottesgarten“ von den Opfern, welche die Station gekostet hat, und von dem Leid, das über die Brüder gekommen ist. Namentlich wurde der liebe Steinemann schon schwer geprüft. Zwei Frauen forderte der Herr nach kurzer Vereinigung wieder ab. Von ihm kommt nun eine Anfrage an

Elise. Sie schreibt: Es war ein Blitz aus heiterm Himmel, und doch — war mir der Gedanke ein fremder? Nein, es war ja früher manches Jahr mein Lieblingswunsch gewesen, dem Herrn unter den Heiden zu dienen; mein ganzer Sinn hing an der Mission. Nun aber hatte ich ihn in den Tod gegeben und siehe, jetzt will mich der Herr noch haben. Im Jahre 1859, als zweimal ein Ruf kam, da glaubte ich wohl, daß ich dem Herrn angehörte, und doch konnte ich mich nicht in seinen Dienst geben. Ich lernte erst nachher recht: Gehet ein durch die enge Pforte; denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammniß abführt. Als ich aber rief: Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen, da antwortete er mir: Ich will es thun, sei gereinigt. Ja, der Herr hat mir viele Sünden vergeben, daß ich ihn desto mehr liebte. Seit jener Zeit kamen noch mehr Lebensfragen, aber er wollte mich noch nicht haben, das sah ich jedesmal deutlich. Nun aber, als Frau St. mir den Brief gelesen hatte, da spürte ich gleich: das ist dein Weg; dahin will dich der Herr führen. Du mußt „ja“ sagen. Doch hieß es in meinem Innern: Sende, welche du willst, ich bin's nicht werth.

Das Ja wurde auch nicht gleich ausgesprochen. Alle Gründe für und wider wurden mit Mutter und Brüdern gewissenhaft überlegt. Die erste hauptsächlichste Bedingung war die freiwillige Einwilligung der Mutter, mit welcher Elise als einzige Tochter seit mehr als sechs Jahren allein zusammengelebt hatte. Sie gab unter Thränen ihre Zustimmung. Sie muß eines ihrer Kinder nach dem andern hingeben, jedesmal ein Stück vom Herzen weg. Doch stärkte sie der Herr wunderbar, und gab ihr Kraft, mich willig wegzulassen. Er wird sie trösten und mich ihr ersetzen. Er kann ja Alles machen. Aber es ist schwer für

sie, und ihre Liebe war inniger als je. Was geht über Mutterliebe? Was den zweiten Punkt — meine Untüchtigkeit, anbelange, so sagten meine Berather, dieß dürfe mich nicht abhalten; der Herr kenne mich ja besser als ich selbst, und wenn er mich rufe, so wisse er, zu was er mich gebrauchen wolle. Auch die Wirksamkeit an der Schule, an der Elise seit 14 Jahren mit einer Unterbrechung von 1 $\frac{1}{2}$ Jahren gearbeitet hatte, schien namentlich in Folge eines kurz vorher geschehenen Wechsels an ihrer Stellung kein Hinderniß zu sein. Sie schrieb später: Wunderbar war es, daß Jakob Steinemann vor 3 Jahren — auf einer Erholungsreise als Verlobter mit der zweiten Gattin — an unser Schulfest kommen mußte; damals habe ich ihn zum einzigen Male gesehen. Wie wenig ahnte ich, daß ich später so nahe mit ihm verbunden werden sollte. Der Herr hat es doch freundlich mit mir gemeint. Es hätte wohl kein Anderer so viel Geduld mit mir als er. Ja, Geduld, Geduld, mir ist so Angst, wer kann mit mir auskommen? Wer kann mich liebhaben? Auf das ist mir am meisten bange, denn ich kenne mein Herz, und weiß, wie eigenliebig, wie störrisch, wie launenhaft ich bin. O Herr, du kannst mich sanft und stille machen. Ich will still halten. Arbeite an meinem Herzen, reis' aus, schlag' zu, laß mich nur immer dein Kind bleiben. Du weißt, es ist mein inniger Wunsch, gehorsam, aufopfernd und selbstlos zu sein. Hilf mir dazu! Ich denke zwar, ich werde in Afrika so untüchtig und hilflos werden, daß ich dann froh bin, wenn ich gehorsam sein darf.

Vom Missionshause in Basel wurde ihr am Neujahrstage 1866 wie schon frühere Jahre ein Bibelloos zugesandt. Diesmal lautete es:

Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?

Reiche deinem armen Kinde,
 Das auf schwachen Füßen steht,
 Deine Gnadenhand geschwinde,
 Daß die Angst vorübergeht.

Dieses Wort wurde ihr in jenen vielbewegten Wochen oft zum großen Trost und verschaffte ihr Ruhe im Gemüth. Im Januar 1866 schrieb Frau St. mein Ja, doch bis zum 13. April, wo ich meinen ersten Brief von Wegbe erhielt, war die Sache nur wenigen treuen Freunden bekannt. Mir kam es oft vor, als sei alles ein Traum. Am 14. April war mein Examen — das letzte. Wie lieb sind mir meine Schulkinder und die ganze Schule, wie innig verbunden werde ich bleiben. Lange Jahre habe ich Freude und Leid, innere und äußere Nothstände derselben mittragen und durchbeten helfen. Ich habe vielen Segen darin gefunden, viele Liebe von Mitlehrern und Lehrerinnen wie von den Schülerinnen genossen. Es war alles unverdiente Liebe. Nach dem Examen nahm die I. R. meine Klasse provisorisch; ich gab nur noch Zeichnen und Schreiben, doch auch nicht lange. Am Abend dieses Tages schrieb sie nach Afrika: Ich war heute Morgen beim Examen zerstreut und mußte unwillkürlich an die schwarzen Mädchen denken, die meiner in Wegbe warten. Ob sie mir auch so lieb werden, wie meine bisherigen? Ich denke ja, denn sie bedürfen der Liebe mehr als diese. Ob sie mich auch so lieben lernen, wie die hier? Was meinst du wohl? Es muß doch ein ganz anderes Leben sein bei ihnen als hier, und du wirst sehen, daß ich im Anfang vieles ungeschickt und verkehrt angreife. Ueberhaupt wirst du viele Mühe mit mir haben. Ich sende auch mein Bild, wollte zwar lieber, ich könnte ein Bild meines inwendigen Menschen schicken. Was würdest du wohl dazu sagen? Es ist mir

Angst, du werdest etwas von mir erwarten und dich getäuscht fühlen. Wir wollen beten, daß der Herr mir einen stillen, demüthigen Sinn gebe, der mir so fehlt. Ich glaube, eine Lehrerin hat es darin schwerer, als andere Leute. Wie leicht gewöhnt man sich an einen befehlenden Ton und meint, es müsse überall nach seinem Willen gehen. Dieß hat mir in den letzten Wochen viel zu denken gegeben und mich oft betrübt.

Anfangs Mai reiste Elise über Zürich und Winterthur nach Opfershofen, um hier die Mutter und Verwandten ihres Bräutigams kennen zu lernen. Darüber schreibt sie: In Zürich erwartete mich Missionar Haupt. Wir sprachen während einigen Stunden viel von dem Leben in Afrika. Er gab mir bereitwillig über alles Auskunft — Haupt war mehrere Jahre in Wegbe gewesen und sollte nach einem Erholungsjahr im Herbst 1866 wieder hinausgehen. — In Schaffhausen lernte ich Marie Herder kennen, Braut des Br. Hauser in Wegbe. Sie ist mir sehr lieb und ich danke Gott, daß sie auf dieselbe Station kommen wird, wie ich. Sie ist erfahren und geschickt zu allem, so gereift und fest gegründet, daß sie mir jederzeit als Vorbild dienen wird. Wenn wir doch zusammen reisen könnten! In Opfershofen nahm mich Jakobs Mutter — nun auch meine Mutter — freundlich auf und behandelte mich wie ihr Kind. Sie erzählte mir viel von Jakob. Wie gern hörte ich ihr zu. Es wurde mir schwer, dabei zu denken: Vielleicht liegt er eben krank und wir wissen es nicht. Der Herr wolle ihn bewahren. Wie selig ist es, ihm stille zu halten. Er macht alles gut. So bin ich gewiß, es geht gut. Durch Leiden, Krankheit, durch Trübsal und Tod hindurch werden wir doch immer Gottes Hand spüren. Darum komme ich recht freudigen Muthes nach Wegbe. Eine

theilnehmende liebe Verwandte war fast erzürnt über meinen Entschluß und sagte zu mir: Das Aergste ist noch, daß du gerne gehst. Da mußte ich beinahe lachen, denn es stünde schlimm, wenn ich nicht gerne gieng!

Die Monate Mai, Juni, Juli konnte Elise gut gebrauchen, wenn auch das Warten auf den bestimmten Bericht von Bremen über die Abreise ihr oft schwer wurde. Sie schreibt: Ich mache fast nichts anderes, als arbeiten und lernen für meinen künftigen Beruf. Aber ich muß täglich erfahren, wie ich zu gar nichts tauge. Ich gehe nun auch in den Spital zu Frau D. und habe die verschiedensten Kranken pflegen helfen und Wunden verbinden müssen. Im Anfang hatte ich ein Grausen davor, ja das erste Mal ist es mir unwohl geworden, denn ich sah nie vorher solche Wunden — ich selbst habe nie nur einen bösen Finger gehabt; aber es war nur das erste Mal so. Jetzt ist noch die Furcht, den Kranken wehe zu thun, die macht, daß ich oft nicht weiß, wie angreifen. In den letzten Wochen habe ich oft Kämpfe gehabt. Der Gedanke kam mir, ob ich den Ruf eigentlich habe annehmen sollen. Nicht daß mir die Liebe dazu fehlt, oder daß mir bange ist vor den schweren Tagen, die meiner warten, o nein, aber ich bin es nicht werth! Doch, warum soll ich diesen Gedanken weiter Raum geben. Er ist der Herr, er thue, was ihm wohl gefällt. Ich habe auch vieles gehört und gelesen über Afrika und kann mir doch keinen rechten Begriff von Land und Leuten machen. Es wird wohl ganz anders sein, als ich es mir vorgestellt habe. Alles wird mir fremd vorkommen und ich werde ein unwissendes Kind sein. Wie würde mein seliger Vater Freude haben, wenn er meinen Eintritt in die Mission erlebt hätte. Wir sind unser 6 nahe Verwandte, davon 4 Geschwisterkinder — in fünf

verschiedenen Missionsgesellschaften: in der Brüdergemeinde in der Basler-, der englisch-kirchlichen, der englischen Baptisten- und der norddeutschen Gesellschaft, zwei davon in Indien, einer in Amerika — nun heimgegangen — zwei in Afrika — die eine ebenfalls heimgegangen, die andere nun zurückgekehrt, und ich — ach ich bin noch hier! Vielleicht noch lange. Am Ende fange ich meine Schule wieder an, die noch immer bloß provisorisch besetzt ist.

Sei stille, Herz, sei stille,
Du darfst nicht traurig sein,
Muß deines Gottes Wille
Nicht auch dein Wille sein?

Den 15. Juli 1866. Noch bin ich da und über meine Abreise höre und vernehme ich nichts, wohl des schrecklichen Krieges wegen. Doch habe ich diese Geduldsprobe nöthig. Ich habe dabei ein wenig warten gelernt, was man in Afrika wohl brauchen kann. Heute in der Kirche war es so heiß, daß man beinahe nicht athmen konnte. Kann es wohl in Afrika noch heißer sein? frug mich M. Herder. Wir werden sehen! Werden wir noch manche deutsche Predigt hören? doch das heilige Gotteswort ist in allen Sprachen daselbe.

In der letzten Zeit hatte ich nur zu danken. Ich möchte diese Liebesbeweise Gottes recht tief in mein Herz eingraben, daß ich davon zehren könnte, wenn er dunkle Zeiten schickt. Es ist, als wollten mich die Freunde mit Liebe überschütten. Gott vergelte es ihnen. Vieles geschah aus Liebe zur Mission und vieles aus liebendem Andenken an meinen theuren Vater. Wir ernten, was er gesäet hat. Ja, des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Aber doch ist mir oft bange in dieser Zeit, weil ich weiß, daß ich so gar nichts kann und bin.

Elise machte noch mit Br. Haupt und M. Herder einen dreitägigen Ausflug in's Oberland, prächtige Tage des Abschieds von den ihr so lieben Bergen.

Den zweiten August kamen endlich Nachrichten von der verehrten Committee in Bremen an, die wegen des Krieges ziemlich lange in Frankfurt liegen geblieben waren. Sie wünscht, Elise möchte Anfangs August in Bremen sein, um mit ihr und den dortigen Missionsfreunden noch persönlich bekannt zu werden, und dann Mitte August mit dem Schiff der Basler Missionshandlung abreisen.

Nun ging's mit Blitzesschnelle; es waren stürmische fünf Tage, die mir noch gegeben waren, keine stillen gemüthreichen Abschiedstage, wie ich sie mir gewünscht hatte. Doch es war gut so. Der Herr hat es gethan, um mir den Abschied leichter zu machen. Von den vielen Aufregungen und dem Briesschreiben hatte ich heftiges Zahnweh, so daß ich fast nichts essen konnte und manchmal wie stumpf war. Einige ruhige Stunden waren mir vergönnt, als ich mit meiner Mutter und der kleinen B. einen Abschiedsbesuch in N. machte. Das Kind fühlte den Abschied nahe und klammerte sich den ganzen Tag so fest als möglich an mich an. Sie und ihr Schwesterchen E. sind mir sehr theuer. Nun habe ich dann meinen Theophil (Kind der zweiten Frau Steinemann). Wie freue ich mich, das liebe Kind zu sehen und wünsche ihm, wenn der Herr es am Leben erhält, eine treue Mutter zu sein. Am Tag vor der Abreise schrieb sie nach Afrika: der Wunsch, mit einem Dampfschiff zu reisen, ist nicht erfüllt worden; wir müssen Beide noch etwas länger Geduld haben, aber nun endlich komme ich doch. Ich nehme einen Tag nach dem andern aus Gottes Hand und kümmere mich nicht um die Zukunft. Der Herr wird alles wohl machen.

Der Abschied von Freunden und Bekannten war schmerzlich. Den 7. Abends sehr zahlreich besuchte Abschiedsstunde auf dem Saal der evangelischen Gesellschaft. Ich saß ganz hinten von Wenigen gesehen. Die Herren der Missionscommittee beteten und sprachen Köstliches. Herr Pfarrer G. gab mir den 91. Psalm mit, der mir seither noch lieber ist als früher. Die größern Schulkinder waren alle da. Ich konnte mich in dieser Stunde recht stärken und weiß, daß Viele für mich beten, öffentlich und im Kämmerlein. Das gibt Kraft.

Den 8. August früh reiste Elise von Bern ab. Bis Langenthal gaben Mutter und Bruder noch das Geleite und konnten einige Stunden gemeinsam durchleben, die letzten hienieden. Ein Freund schenkte ihr unterwegs noch zwei Photographien; das eine Bild stellt Jesum dar mit der Dornenkrone, das andere, wie er dem sinkenden Petrus die Hand reicht, mit den Worten: O du Kleingläubiger, warum zweifeltest du? Auffallend und glaubenstärkend war auch der schon damals gelesene Lehrtext des 15. August, an welchem Tage das Schiff in See gehen sollte: Es ist auch das Wort: O du Kleingläubiger, warum zweifeltest du?

Die Reise, auf der ein Bruder sie begleitete, ging über Basel, wo Elise ihre beiden Gefährtinnen traf. Zu ihrem Leidwesen konnte M. Herder nicht mitreisen. Auf dem Wege über Mainz und Köln erholte sie sich ganz von Zahnschmerzen und Aufregung und traf gesund und kräftig den 12. in Bremen ein. Von dort schreibt sie: Die hier genossene Liebe thut mir sehr wohl und wird mir unvergeßlich bleiben; ich werde recht eigentlich auf Händen getragen. Wenn mir Gott nicht so deutlich meine Untüchtigkeit und Sündhaftigkeit zeigte, so wäre dieß nicht gut für mich. So aber beugt es mich nur, wenn die Leute mich für viel

besser halten, als ich bin. Seit ich die Freunde hier kenne, bin ich recht froh, der norddeutschen Mission anzugehören. Der Herr ist freundlich und hilft in Allem wunderbar. Er läßt mich nie. Heute hatte ich mit meinem Bruder noch ein stilles Abschiedsstündchen ganz allein. Er las den 91. Psalm. Gottes Wort ist mir köstlich, ein Band, das uns mit allen Lieben verbindet.

Die Einweihung des Schiffes zu seiner ersten Fahrt im Dienste der Mission verzog sich, weil durch die regnerische Witterung das Einbringen der Ladung verhindert wurde, bis zum 20. August. Manche Missionsfreunde von Bremen fuhren mit uns bis Brake, wo die „Palme“ lag. Es war eine freundliche ernste Feier. Matthäi 14, 22—36, lag der Ansprache zu Grunde, besonders die Worte: Seid getrost, ich bin es, fürchtet euch nicht! und: O du Kleingläubiger, warum zweifeltest du? Als der Augenblick des Scheidens nahte, sangen wir noch ein Lied, Herr Inspector Zahn las den 91. Psalm und betete. Die Gesellschaft trennte sich, ich mußte auch von meinem Bruder scheiden. Das letzte Band war gelöst. Ich war allein.

Den 22. Heute klingt mir das Wort: O du Kleingläubiger, warum zweifeltest du, stets in der Seele. Wir fangen: Nur mit Jesu will ich Pilger wandern. Ja mit ihm will ich gehen, er soll täglich und stündlich mein Begleiter sein, ohne ihn will ich nichts thun. Die Freunde von Bremen haben uns einige Blumenstöcke mit an Bord gegeben. Der Kapitän sagt aber, wir werden keine nach Afrika bringen, das Seewasser verderbe sie bald. Wir werden sehen. So lange sie blühen, machen sie doch Freude. Nun wird denn der Jammer mit der Seekrankheit angehen!

Die „Palme“ gefiel mir sogleich durch ihr schmuckes

Außere. Sie war schön bekränzt, neu angestrichen, die Kajüten neu gebaut, das Bettzeug noch ganz ungebraucht. Eines Gefühles von Bangigkeit konnte ich mich aber doch nicht erwehren, als ich die engen Räume sah, die uns nun viele Wochen beherbergen sollten! Es war so klein, so klein! Wie soll ich es da aushalten? Wie eng, wie heiß! Doch Gewohnheit macht viel. Die Koje mahnte uns an einen Sarg. Lang genug ist sie, aber schmal und hart und niedrig, daß man nicht aufsitzen kann. Doch schlief ich die beiden Nächte schon ganz gut. Grußte Gedanken kamen aber in mein Herz, wie ich Abends in meinen Sarg kroch: Wann und wo werden sie mich in den Sarg legen? Ich bin ruhig, der Herr wird's versehen. Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Auf dem Schiffe sind 13 Personen, der Kapitän, der Ober- und Untersteuermann, 4 Matrosen, der Koch, der Schiffsjunge und wir 4 Passagiere.

Von Brake holte uns ein Dampfschiff ab und brachte uns nach Bremerhafen. Dort konnten wir noch einmal das Land betreten und besuchten ein großes Dampfschiff für 800—1000 Personen eingerichtet, dessen Ausstattung glänzend war. Welch' ein Unterschied, dies Schiff und unsere „Palme.“ Doch es ist ja nur eine Uebergangszeit und so läßt man sich's gerne gefallen. Ich mußte heute stark kämpfen, um das Heimweh nicht aufkommen zu lassen. Darum arbeiten und lesen wir, doch Alles mit wenig Eifer. Wir haben ja viele Zeit vor uns und das lähmt den Fleiß. Die beiden Bilder, Jesus auf dem Meere und mit der Dornenkrone, habe ich an der Wand in meiner Kajüte festgemacht.

Den 24. August. Heute sind die Anker aufgezogen, die Segel hängen, das Schiff ist gedreht, es geht! Die Loosung spricht vom Glauben: Wenn einer nichts als

glauben kann, so kann er Alles machen, und ich glaube. Die Leute sind dienstfertig, wir brauchen unsere Wünsche nur auszusprechen, so wird's gethan.

Ueber die folgenden Tage schreibt Elise später: Bald waren wir 4 Passagiere recht seekrank. Die stürmische Witterung trug auch viel dazu bei, denn oft kamen wir mehrere Tage lang nicht vorwärts und wurden von der englischen Küste nach Frankreich und wieder zurückgetrieben. Es regnete viel und bannte uns Tage lang in die dumpfe Kajüte. Welche Zeit dieß war, kann ich nicht beschreiben. Wir litten etwa 4 Wochen mehr oder weniger; oft ging ich nicht zu Bette, um mich nicht Morgens wieder ankleiden zu müssen. Es kostete große Anstrengung sich auf's Verdeck zu schleppen; manchmal zogen uns die Steuerleute fast mit Gewalt aus unsern Kammern und brachten uns an die frische Luft, und wie froh war ich dann! Da lagen wir — jedenfalls nicht malerisch — wenn's nicht regnete, vom Morgen bis zum Abend, ob es kalt war oder nicht, und kümmerten uns um nichts. Der Schiffsjunge war auch seekrank und konnte uns nicht helfen. Brachte man uns etwas zu essen, so dankten wir und waren froh, hatte Niemand Zeit, so hatten wir nichts und kümmerten uns auch nicht weiter. Lesen konnten wir nicht, kaum daß wir die Losung ansahen. Wie froh waren wir, Lieder, Bibelsprüche und Psalmen auswendig zu wissen, noch nie war ich so dankbar dafür. Bald sagte die Eine, bald die Andere mit schwacher Stimme etwas vor und wir erquickten uns daran. Eines aber konnten wir immer, waren wir auch noch so schwach — singen, — und wenn es auch nicht sonderlich tönte, so konnten wir uns doch damit trösten. Manchmal war es nur das Lied:

Was klagst du, mein' Seele,
Mußt leiden groß Schmerz,

dessen Ende immer heißt:

Leid' und schweig' still,
Und denk', daß dein Jesus es haben so will.

Je nach der Stimmung tönten Trost-, Klage- und
Danklieder. Auch:

Harre, meine Seele,
Harre des Herrn,
Alles ihm befehle,
Hilft er ja so gern.

Schwester R. und ich singen die nämlichen Lieder und hatten uns doch früher nie gesehen. Ich wußte bis jetzt gar nicht, welche Kraft im Singen eines Trostliedes lag! Oft hat es mir zwar Heimweh gemacht, besonders bei Liedern, die eine Erinnerung weckten.

Ruh', Ruh', himmlische Ruh,
Im Schooße des Mittlers, ich eile dir zu,

sang ich unter Thränen am Todestage unseres theuren Vaters. Damals, vor neun Jahren, waren wir fünf Geschwister noch alle in der Heimath und nun? Wenn wir nur dem Herrn dienen, wo es auch sei, so sehen wir uns doch droben wieder und darauf freue ich mich.

Den 28. August schrieb Elise: Wenn ich während der Seekrankheit oft allein in meine Decke eingehüllt auf dem Berdeck liege, denke ich viel an meine liebe Mutter und Geschwister. Einmal mußte ich bitterlich weinen. Mit welcher Liebe und Selbstverleugnung pflegtet ihr mich, wenn mir etwas fehlte. Ich kann euch nie genug dafür danken. So der Herr will, sehen wir uns hienieden einmal wieder, sonst wartet Eines auf's Andere in der Ewigkeit. Der liebe Gott läßt uns seine Nähe recht spüren. Ich kann nur loben.

Den 29. Ich träume viel, es kommt wahrscheinlich vom Schaukeln. Letztthin hatte ich das Glas in der Hand und wollte Milch holen; als ich erwachte, hatte ich keine. Doch wenn man keine hat, so braucht man keine. Und es geht auch.

Den 9. September. Die Seekrankheit ist nun wohl hinter mir. Es waren Tage, auf die ich gerne zurücksehe, obgleich man auch von ihnen sagen kann: sie gefallen mir nicht. Gestern erfasen wir einen Sack Kaffee, der naß und theilweise unbrauchbar geworden war. Es müssen eine unzählige Menge Eier an Bord sein, denn wir haben fast alle Tage.

Den 19. September. Ich weiß nicht, warum ich heute besonders viel an meine früheren Schülerinnen denken muß. Habt ihr wohl von mir gesprochen, für mich gebetet? Oder ist's, weil heute die M. St. ihren Geburtstag feiert? Oder macht es der Anblick der englischen Küste, die mich an die Lieben in England erinnert? Schon sind wir mehr als vier Wochen auf dem Wasser und noch immer im Kanal, nicht weiter als wir bei günstigem Wind in 4—5 Tagen hätten kommen können. Wie lange wird's noch währen? Wir hoffen von Tag zu Tag auf günstigen Wind; endlich wird er doch kommen.

Den 24. September. Ich konnte vor einigen Tagen nicht weiter schreiben, das Schiff schwankte zu stark. Ihr müßt eben mit Bruchstücken vorlieb nehmen. Noch sind wir nicht viel weiter gekommen. Gestern war der fünfte Sonntag auf dem Schiff. Für mich war dieser Tag von großem Werth. Ich erfuhr, wie der Herr Gebete erhört. Daß ich doch nur recht dankbar wäre und nie mehr zweifelte. Bisher hatten wir jedesmal des Sonntags Sturm, so daß der gemeinsame Gottesdienst verhindert wurde und

oft raubte er auch die innere Stille und gab zu manchen Sünden Anlaß. Dieß schmerzte mich tief und als Jemand gestern sagte: Morgen wird wohl der Teufel wieder recht los sein, so trieb mich dieß an, ernstlich zu beten, der Herr möge sich doch recht mächtig beweisen und allem wehren, was den Segen des Tages störe. Er that es. Die Sonne schien, der Wind war gut, die Leute brauchten wenig zu arbeiten. Ja, er that noch mehr. Bruder R. wollte eine Predigt lesen. Kapfs Predigten waren da. Alle außer dem Matrosen am Steuer kamen. Aus meinem Berner- gesangbuch wurde gesungen. Die Matrosen sangen recht brav mit. Jetzt mußten Alle merken, daß der Herr Jesus mit an Bord sei. Ich hatte große Freude.

In Folge der vielen Stürme drang das Wasser an mehreren Orten in's Schiff, was uns erschreckte und auch unangenehm war. Mehr als einmal mußte der Schiffs- junge des Morgens erst das Wasser aus unsern Kajüten ausschöpfen, ehe wir uns ankleiden konnten. Manchmal hatten wir den ganzen Tag keine trockenen Füße, kaum daß ich mich des Nachts erwärmen konnte. Daß unsere Kleider sehr litten, kann man sich wohl denken. Während 14 stürmischen Tagen hatten wir 3 Jungfrauen nur 2 trockene Betten. Schwester R. und ich schliefen in dieser Zeit abwechselnd auf dem Ruhsbett in der großen Kajüte; es ist aber so kurz und schmal, daß man die Füße auf den Boden oder eine dabei stehende Bank halten muß, was aber auch beinahe nicht geht. Eine Nacht ist mir noch besonders lebendig vor Augen. Wir waren wieder ziemlich wohl, da kam Abends ein heftiger Sturm. Es war an mir die Reihe, auf dem Ruhsbett zu schlafen, wenn man das schlafen heißen kann. Das Schiff schaukelte ent- setzlich, alles krachte, eine Welle nach der andern schlug

über. Einmal war die Thüre der Kajüte etwas offen geblieben und nun kam's fluthenweise die Treppe herunter und bedeckte den Boden. Ich war wie auf einer Insel. Um mich tobte das Wasser, in dem vieles schwamm. Schuhe, Taschen, ein Mantel, Kleidungsstücke aller Art, die von der Kammer der beiden Schwestern kamen. Doch nicht nur das: Ein Zuckerstod kam daher gerollt, bald darauf eine lange Wurst, ein Kistchen mit Pflaumen und alles Mögliche. War's zum Lachen oder zum Weinen? Draußen stürmte es und regnete, zerriß Taue, nahm ein Segel mit. Doch der Morgen kam und mit ihm ruhiges Wetter und die Sonne. Wir sahen viele Planken und Fässer auf dem Wasser schwimmen und wir waren alle gesund und unverfehrt! Lobe den Herrn, o meine Seele, ich will ihn loben bis zum Tod.

Ich fürchtete mich auch in der Nacht nicht. Mein Neujahrsgloos hieß ja: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so fürchtfam?

Reiche deinem armen Kinde,
Das auf schwachen Füßen steht,
Deine Gnadenhand geschwinde,
Daß die Angst vorübergeht.

Und wurde beim Abschied nicht davon gesprochen, wie der Herr den Jüngern im Sturm erscheint? Er sprach auch zu mir: Sei getroßt, ich bin es, fürchte dich nicht. Wir nehmen aus seiner Hand alles, Regen und Sturm und Sonnenschein. Dem I. Freunde, der mir beim Abschied die beiden Bilder gab, möchte ich noch herzlich danken; sie sind mir zum großen Trost geworden. Wenn mir Angst werden wollte, sah ich den Heiland, wie er dem Petrus die Hand entgegenstreckt, und hörte sein Wort auch zu mir: O du Kleingläubiger! wenn ich wäh-

rend der Seekrankheit ungeduldig werden wollte, so sah ich das andere Bild, und die Dornenkrone auf meines Heilandes Haupt ermahnte mich zur Geduld. Glaubt aber ja nicht, wenn ich erzähle, was uns begegnet ist, ich wolle klagen; nein gar nicht. Auch verloren wir unsern frohen Muth nicht und lachten über unsere Abenteuer. Oft saßen wir auf dem Berdeck, da kam unerwartet eine Welle und nekte uns. Einst war ich allein oben, ganz fest in meine wollene Decke eingehüllt, da wurde ich plötzlich mehrere Schritte fortgeschwemmt. Gefahr war keine dabei. Aber dem schönen, beim Abschied erhaltenen Messer gings schlecht. Ich war so naß, daß ich mich zu Bette legen mußte, und so blieb es in der Tasche stecken und wurde ganz rostig. Doch hat der Kapitän es mir mit viel Sorgfalt wieder gepuht.

Den 7. Oktober. Es ist heute der 7te Sonntag hier und ein heller, friedlicher Tag. Wir sangen beim Gottesdienst das Lied: Jesus nimmt die Sünder an. Die Melodie war den Matrosen nicht recht bekannt, es ging aber doch. Die letzten Tage war der Wind besser. Kürzlich segelten wir bei Madeira vorüber, aber Nachts. Heute sahen wir ein Dampfschiff, das auch nach Afrika geht. O wie schnell war es unsern Augen entschwunden. Das wäre eine andere Reise! Wir sind Gottlob alle gesund, nun recht an's Schiffsleben gewöhnt und haben es lieb gewonnen. Eines Abends rief uns der Kapitän noch spät auf's Berdeck. Wir sahen einen schönen Regenbogen vom Monde verursacht.

Daß in Folge der vielen Stürme ein großer Theil unserer Lebensmittel verdarb, kann man sich leicht denken. Kartoffeln hatten wir nur vier Wochen, die übrigen wurden als faul über Bord geworfen. Manches wurde schwarz

und schimmelig, auch der Kaffee. Wir mußten auch das aus des Herrn Hand annehmen und verloren den Muth nicht. —

Den 9. Oktober. Es ist jetzt wieder Wind, aber nicht günstiger für uns. Wir kommen zurück. Da heißt es stille sein und warten. Der Herr wird's versehn!

Den 20. Oktober. Heute ist Samstag und obgleich noch früh, so ist es doch schon recht heiß. Die ersten Wochen unser Reise war es frostig und kalt, jetzt heiß. Den ganzen Tag wird geschwitzt und Nachts fängt es erst recht an; in den Kajüten ist es kaum zum Aushalten und geschlafen wird nicht viel. Die letzten Tage waren ziemlich windstille, heute geht das Schiff wieder vorwärts, doch langsam. Es ist unter den Leuten eine gedrückte Stimmung. Wir sprechen ihnen Muth zu und suchen sie zur Geduld zu bewegen. Daß wir seufzen: der Herr möge bald ein Ende machen und uns nach Afrika bringen, könnt ihr euch wohl denken. Sonst sind wir gesund und getrost, der Herr ist doch bei uns auf dem Schiff, wenn schon Jemand gesagt hat, nur der Teufel sei da. Wie oft durften wir erfahren, daß er Gebete erhört, und daß er Gedanken des Friedens über uns hat und nicht des Leides. Gestern erquickte er uns besonders und stärkte dadurch meinen Glauben: Unten im Schiff ist ein großer Wasserbehälter, und als die Fässer leer waren, pumpte man von demselben heraus. Doch welch' Schrecken, es war auf eine unerklärliche Weise salzig geworden, man konnte es gar nicht trinken! Da wollte uns Angst werden. Kaffee, Thee und alles war Ekel erregend. Nur wenn wir das Wasser gekocht über Schwarzbrod gossen, so war es einigermaßen trinkbar. Wie sehnten wir uns jetzt nach Regen, um frisches Wasser zu bekommen. Und beim Beten: Gib

uns heute unser täglich Brod, dachte wohl Jeder mit: Und laß' Wasser vom Himmel regnen, daß wir trinken. Wir warteten von einem Tag zum andern. Wolken kamen und gingen wieder, in der Ferne sahen wir Gewitter — wir mußten warten und Durst leiden. Ich freute mich schon lange auf die gestrige Loosung: Nun gibst du, Gott, einen gnädigen Regen, und dein Erbe, das dürre ist, erquickest du. Ps. 68, 10. Ich hoffte, da werde Gott regnen lassen. Wir beteten dafür. Um 1 Uhr Nachts wurde ich durch das Geräusch des auf's Berdeck fallenden Regens aus dem Schlafe geweckt. Ich war schnell draußen und erhielt auch das erste Glas. Nach mir tranken auch der Steuermann, der Koch, Matrose und alles, was wach war. Welche Erquickung! Gott sei Dank. Es hörte bald wieder auf und die Sterne schienen wunderschön. Der Orion stand über uns. Es war eine köstliche Stunde für mich. Gegen Morgen kam der Regen erst recht und mehr als ein Faß wurde voll. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Zu Hause war ich nie so dankbar für das Wasser. Es hatte zwar einen ziemlichen Beigeschmack von allem Möglichen, besonders von der gelben Farbe, womit das Berdeck angestrichen ist.

Sonntag, den 21. Heute ist ziemlich starker Wind, eine Seltenheit für uns. Ich will einmal schreiben, wie wir die Tage zubringen. Schwester R. und ich stehen recht frühe, gewöhnlich zwischen 4 und 5 Uhr auf. Schnell hülle ich mich in meinen leichten Schulmantel und gehe hinaus, wo der Steuermann schon mit einem Eimer Wasser auf mich wartet. Den, wie noch mehrere folgende gießt er über mich aus, was sehr erquickend ist. Am liebsten würde ich gleich in's Meer springen, wie einer der Matrosen thut. Es ist aber immer gefährlich, da wir öfter Haifische zu

Gefichte bekommen. Nachdem wir so erfrischt sind, ziehen wir uns schnell an, sitzen mit Vorfungsbüchlein und Bibel auf's Verdeck. Da ist es still und friedlich, meine liebste Zeit. Wir sehen die Sterne nach und nach erbleichen und die Sonne aufgehen. Um 7 $\frac{1}{2}$ ist Frühstück. Nachher unsere Morgenandacht, an der wir 4 Passagiere Theil nehmen. Später gehe ich mit einem Buch oder einer Arbeit wieder hinauf und sitze oder liege da bis Mittags. Nach dem Essen fängt das Arbeiten oder Lesen wieder an bis zur Dämmerung, wo wir gewöhnlich singen, wohl auch französische Lieder. Eine Zeit lang tönte fast regelmäßig *Du rocher de Jacob*, oder *Je veux t'aimer toi mon Dieu*. Abends sind wir auch oben, sehen nach Mond und den Sternen am Himmel und den Phosphorsternen im Wasser. Wie schön ist es oft! Ziemlich früh, bald nach 9 Uhr, gehen wir zur Ruhe. So sind unsere Tage gleichförmig, doch gehen sie schnell vorüber. Bis jetzt hatte ich nie lange Weile, da ich viel für Andere arbeiten durfte. Die Stürme verhalfen mir dazu. Bald flog eine Mütze, bald ein Hut oder sonst etwas über Bord, was von uns wieder ersetzt werden konnte. Zwar sind die Seeleute für alles geschickt, aber vom Kapitän herunter bis zum Gustav waren alle froh, uns die Arbeit zu überlassen. Da habe ich Hosen, Westen, Röcke geflickt, Sacktücher gesäumt, einige Mützen aus gewöhnlichem, und einen sogenannten Südwestler aus dickem Segeltuch genäht. Der letztere gab viel Arbeit, da es sehr hart zu stechen war, und doch wasserdicht genäht werden mußte. Als ich fertig war, wurde er zuerst mit brauner, nachher einige Male mit schwarzer Farbe angestrichen und getrocknet. Dieß sind Regenhüte, der Rand ist hinten breiter, damit der Regen über den Mantel hinunterlaufe und nicht in den Nacken. Ich bin

immer froh, wenn mir Jemand etwas zu thun gibt, ich thue es so gerne.

Bei der Arbeit wird gesungen oder wir sprechen von unsern Lieben, die wir verlassen haben und von Afrika, wo sie uns schon erwarten. Oft holen wir unser Photographie-Album hervor, dann wird Jedes still und manchmal brechen Thränen hervor. Die heutige Loosung heißt: Was betrübst du dich, meine Seele und bist so unruhig in mir! Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist. Psalm 42, 12.

Sollt es gleich bisweilen scheinen,
Als verliese Gott die Seinen,
Ei, so weiß und glaub ich dieß
Gott hilft endlich doch gewiß.

Wenn ich doch recht still sein könnte! ich weiß, daß er auch uns helfen wird.

Den 28. Oktober. Die Loosung vom letzten Sonntag „Harre auf Gott“ mußte die Loosung bis heute sein, denn wir hatten meist Windstille oder widrigen Wind, so daß wir nicht weiter kommen. Heute sind es 70 Tage, seit wir Bremen verlassen haben und wie lange kann es noch währen? Wir sagen oft: Wenn man nur zu Hause und in Afrika wüßte, wie gut es uns äußerlich geht, wir wollten schon geduldig warten; aber so erhalten sie keine Briefe und in Afrika wissen sie nicht, was aus uns geworden ist. Das droht uns den Muth zu nehmen. Es wird nicht so viel gesungen wie früher.

Es scheint mir, der Herr sollte sich endlich unser erbarmen und die Gebete erhören. Es thut zwar alles fein zu seiner Zeit, aber ich sage doch mit Spitta:

Wie schwer ist es, ganz still zu sein,
Wenn Gott wir nicht verstehen;

Wie redet man so bald Ihn drein,
Als hätt' Er was versehen,
Wie stellt man Ihn zur Rede gar,
Wenn seine Wege wunderbar
Und unbegreiflich werden.

Außerlich geht es uns Allen recht gut, wir sind von der Sonne braun geworden, aber an Kämpfen und Versuchungen fehlte es auch hier nicht und in der letzten Woche war der böse Feind recht geschäftig. Doch er darf uns nicht fällen. Je eifriger er arbeitet, desto mehr beten wir und er muß weichen. Der Herr ist Allen nahe, die ihn mit Ernst anrufen! Sonst ist von diesen Tagen nicht viel zu erzählen. Es hat fast alle Nächte einige Stunden geregnet, so daß wir Wasser haben. Am Tage ist es sehr heiß.

Dienstag Nachmittag wurde der erste Haijisch gefangen, der etwa 7 Fuß lang war; wie gespannt war Alles, welche Aufregung, welches Hin- und Herlaufen! Lange ging's, bis das Thier sich selbst fing, indem es den Speck mit dem darin verborgenen eisernen Haken schluckte. Doch er that es und wurde mit großem Jubel auf das Schiff gezogen. Am liebsten von allen Fischen ist mir eine Art, ich glaube man nennt sie Schweinefische. Sie sind immer in großen Heerden beisammen und kommen oft hoch aus dem Wasser. Das ist ein Springen und Gilen, fast wie Schafe auf der Wiese. Größer sind die Delphine, die im Wasser hellgrün schimmern. Im Anfang konnte ich dem Meer keine Schönheit abgewinnen, ich sah nichts von den vielen gepriesenen Merkwürdigkeiten, mein Auge war zu sehr an das Grün unserer Wälder, an den ewigen Schnee unserer Alpen gewöhnt, als daß ich diese endlose Ebene hätte schön finden können. Doch es blieb nicht immer eine Ebene. Es gab oft hohe Berge von Schaum, weiß

wie mit Schnee bedeckt; es gab Thäler, in die unser Schiff hinunterstürzte, wie wenn es auf den Grund fahren wollte, aber nur um gleich wieder auf die Höhe zu kommen. Nun habe ich mich mit ihm ausgesöhnt; ich finde es schön, sehr schön, immer etwas Neues in Form und Farbe. Auch haben wir uns an das Schaufeln gewöhnt und können sicher hin- und hergehen. Es darf uns aber mit all seinen Stürmen doch nichts anhaben, der Herr hat seinen Engeln befohlen, daß sie uns behüten auf allen unsern Wegen, also auch auf dem Wasser.

O nein, ich fürchte mich auch nicht,
Ich weiß ja, wer mich leitet,
Und seine Flügel über mir
Hält täglich ausgebreitet.

Nein, Furcht hatte ich nie und wäre auch das Schiff untergesunken und ich ertrunken, ich wäre heimggegangen. Sing ich doch nicht vergebens oft:

Heim, heim, ach ja nur heim,
O komme mein Heiland und hole mich heim!

Doch so lange er mich hier haben will, bleibe ich gern, nur darf er mich nicht aus seiner Hand lassen. Herr, halte mich.

Den 4. November. Wieder acht Tage und noch sehen wir kein Ende unserer Reise. Wir haben wohl Wind, doch gewöhnlich keinen guten. Wir sind zwar getrost, aber die Geduld will uns oft ausgehen und ich muß recht um Ergebung und Stille bitten. In den letzten Tagen hat es öfter stark geregnet, tropische Regen, auch kamen öfter Stürme, die aber kaum da — eben so schnell sich wieder legten. Wir sind alle gesund und freuen uns, bald nach Afrika zu kommen. Der Kapitän und das Schiffsvolk sind ziemlich gedrückt, da es nicht schnell geht.

Es ist heute der erste Sonntag auf dem Schiffe; was

für Sonntage sind dies gegen die zu Hause, wo mir oft die Wahl der Kirche schwer war. Und Abends die Versammlungen. Es ist zwar keine Kirche nöthig, keine Predigt, um einen rechten Sonntag zu feiern, aber ich bin's eben so gewöhnt oder so verwöhnt gewesen. Ich feire auch Sonntag. Der Herr Jesus ist mir nahe und gibt mir seinen Segen, aber doch wünschte ich, es wäre der letzte hier.

Den 7. November. Die heutige Loosung heißt: Dünket sie solches unmöglich sein vor den Augen dieses Volkes zu dieser Zeit, sollte es darum auch unmöglich sein vor meinen Augen? spricht der Herr Zebaoth. Zach. 8, 6. Dem Herrn ist kein Ding unmöglich, und so kann er machen, daß auch die Reise bald ein Ende nimmt. O, daß er es thun wollte! Ich bete viel darum. Wir sind hierin nicht einig untereinander. Sie sagen, man dürfe nicht darum bitten, sondern nur Ergebung und Geduld. Ich glaube aber es thun zu dürfen und weiß ja aus Erfahrung, wie oft der liebe Gott auf mein Rufen geantwortet hat. Mein Sinn ist auch kein anderer, als: Dein Wille geschehe. Vielleicht bin ich zu stürmisch, zu wenig stille. Herr, in Dir laß mich ruhn! Bei günstigem Wind wären wir in wenig Tagen am Ziele. Heute find's 80, seit wir von Bremen fort sind, bald 3 Monate.

Den 8. November. Ziemlich viel Wind und das Wasser nicht mehr schön blau, nicht mehr so tief, darum hoffen wir bald anzukommen. Welche Gefühle bestürmen mich, wenn ich daran denke. Wie wird's gehen? Gestern war ein recht gesegneter Tag für mich. Ich war beinahe immer allein, wie seit einiger Zeit, und fühlte recht lebendig Jesu Nähe und seine Liebe. Ich weiß, er macht Alles wieder gut, was ich hier auf dem Schiff verfehlt habe. Er hat mir vergeben und macht, daß es Niemand zur Aergerniß

dient. Der Abend war herrlich, die Sterne glänzten in seltener Pracht, hin und wieder schnell von einer dunkeln Wolke auf Augenblicke verdeckt. Viele Sternschnuppen fielen, die mich immer freuen. Mein Stern, den ich zu Hause auch so gerne gesehen habe und der mir seit einer Gewitternacht so tröstlich ist, war auch da. Ja, der Herr ist freundlich und erbarmt sich seiner Kinder. Wie kann ich ihm genug danken!

O daß ich tausend Zungen hätte
Und einen tausendfachen Mund,
So stimmt' ich damit in die Wette
Aus allertiefstem Herzensgrund
Ein Loblied nach dem andern an,
Von dem was Gott an mir gethan!

Den 9. November. Alles wird zur Ankunft vorbereitet. In zwei bis drei Tagen, so Gott will, können wir landen, doch ist heute kein Wind. Die Flaggen werden nachgesehen und wir flickten zwei, die Ankerketten hervorgeholt und festgemacht, unsere Koffer uns gegeben; also endlich, endlich!

Der 11. November. Sonntag und Windstille, nur von Zeit zu Zeit kommt ein Windstoß von der Seite, der das Schiff umlegt, dann ist Alles wieder vorbei. Aus dem Schreiben wird es nicht viel geben. Nun liegen wir schon zwölf Wochen da und sagen oft:

Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb!

Wie wenig wahr ist dieß doch. Oft sind wir ziemlich verdrießlich und die Liebe hat leider auch Löcher erhalten. Jetzt regnet es und wir sitzen dicht aufeinander gedrängt unter dem Segel. Bruder A. und ich hatten in der letzten Zeit öfter ernste religiöse Gespräche, in denen wir aber nicht immer, besser gesagt, selten einer Meinung sind. Ich freue mich auf die Zeit, wo mein lieber Jakob mir über

Alles wird Auskunft geben können. Ich denke, er wird in den Streitfragen meiner Ansicht sein. Wir sind gar nicht weit von Christiansborg, ein oder zwei Tage guter Wind und wir sind dort. Wie wird Alles gehen? Wird er so lange auf mich gewartet haben oder ist er vielleicht nicht mehr da. Mir träumte letzte Woche zweimal, er sei nicht mehr da? sondern bereits heimgegangen, so daß ich ihn hienieden nie mehr hätte sehen können. Das könnte ja auch sein! Wenn Gott es so gewollt hätte, dann wäre es an mir stille zu sein. Doch was schreibe ich darüber, ich kann und will es nicht glauben. Jetzt kommt Wind, gottlob!

Den 13. November. Seit zwei Tagen fahren wir an der Küste Afrika's und können nun Häuser, Bäume und Negerbote unterscheiden. Heute Mittag wären wir an Ort und Stelle gewesen, wenn der Wind diesen Morgen so fortgeweht hätte wie gestern Abend. Nun ist Aller wieder stille, wer weiß wie lange. O es ist schwer, so nahe zu sein und warten zu müssen. Im Anfang war ich geduldig, als wir noch weit waren, nun wir so nahe sind, kann ich es nicht erwarten. Die Küste ist anders als ich mir eingebildet hatte, hügel förmig, schön bewaldet; oft guckt ein Berg oder doch eine höhere Spitze heraus. Ganz heimatlich sieht es aus! Ob es mir eine Heimat wird, und auf wie lange? Ob ich mehr trübe oder glückliche Tage haben werde? Ich erwartete nicht äußeres Glück, man kann glücklich sein auch mitten im Schmerz. Ich möchte nur sagen:

Ich fasse, Vater, deine Hände,
Und halte sie im Glauben fest.

Er kennt mich und mein Herz und weiß, daß ich gerne ganz seine Magd werden möchte. Er sieht, was mir heilsam ist. Ich weiß, daß ich nach Afrika gehen soll und daß das der Weg ist, der für meine Erziehung nothwendig war.

So nimm denn meine Hände und führe mich
Bis an mein selig Ende und ewiglich.
Ich mag allein nicht gehen, nicht einen Schritt,
Wo du wirst gehn und stehn, da nimm mich mit.
In dein Erbarmen hülle mein schwaches Herz
Und mach es endlich stille in Freud und Schmerz.
Laß mich zu deinen Füßen, dein armes Kind,
Es will die Augen schließen und glauben blind.
Wenn ich auch gar nichts fühle von deiner Macht,
Du bringst mich doch zum Ziele auch durch die Nacht.
So nimm denn meine Hände und führe mich
Bis an mein selig Ende und ewiglich!

Afrika. Endlich wurde es wahr. Den 14. November Mittags lagen wir vor Anker. Schon Morgens früh sahen wir die weißen Häuser der Station. Doch gab es noch eine letzte Geduldprobe, bis wir sie bei schwachem Wind erreicht hatten. Bruder Ungar hatte die „Palme,“ zuerst erkannt an der Flagge mit rothem Grund und weißem Kreuz und es den Brüdern in Christiansborg signatirt. Bald sahen wir drei Boote vom Ufer herannahen und erkannten im dritten zwei Weiße. Wir hatten bald Abschied genommen von den Schiffsteuten und dem Schiff, auf dem wir nun 12 Wochen zugebracht hatten. Wie viele freudige, wie viel schmerzliche Erinnerungen haften daran! Ich habe glückliche, segensreiche Tage und Wochen durchlebt. Viel, sehr viel habe ich gelernt. Diese Zeit wird mir unvergesslich bleiben. Zwanzig Minuten fuhren wir in dem kleinen Boot durch die Brandung unter lautem Gesang der Neger, und wurden noch von einer Welle bedeckt; es war, als wollte auch das Meer von uns Abschied nehmen! Als wir noch etwa fünfzehn Schritte vom Lande waren, hoben uns die Neger auf ihren Rücken und trugen uns auf's Trockene.

Es war ein eigenthümliches Gefühl, nach 83 Tagen zum ersten Male wieder festen Boden unter den Füßen

zu haben. Bruder Ungar nahm uns in Empfang und Alle gingen in Br. Müllers Haus, wo mich seine Frau besonders herzlich aufnahm, sind wir ja doch Landsleute. Da hörte ich auch wieder schweizerdeutsch sprechen und merkte, daß ich es auch nicht vergessen habe. Nachdem wir etwas gegessen hatten, fuhr Br. Ungar mich mit seinem leichten Wagen nach Akra, wo mein Bräutigam mich seit 4 Wochen erwartete. Um 2 Uhr Nachmittags traf ich ihn, war aber ziemlich schüchtern. Den andern Morgen, ehe die Sonne aufging, machten wir uns bereit zum Meeresstrand zu gehen. Das Wetter war klar. Wie freute ich mich an der schönen Brandung und den vielerlei Muscheln. In etwa zehn Minuten hatten wir einen Felsen erreicht, der von den Bewohnern von Akra als Fetisch verehrt wird. Wir kletterten Beide hinauf bis zum obersten Punkte. Er ragte weit in die Brandung hinaus und die kühnen stolzen Wellen brachen sich an ihm. Ein majestätischer Ausblick. Wir waren sehr erfreut und konnten recht innig dem Herrn danken, daß er uns zusammengeführt hatte. Mit freudigem Herzen kehrten wir wieder in unsere Wohnung zurück. Nachmittags gings nach Christiansborg, um die Basler Geschwister dort zu besuchen. Der Gesang der Knaben in der Anstalt überraschte mich da sehr freudig. Sie singen zwei deutsche, ein englisches und ein Lied in der Ga-Sprache. Ich weinte vor Freuden und möchte die Negerkinder recht lieben lernen.

Am 16. wurde der kleine Theophil von Abude hergebracht, dessen Mutter Elise nun werden wollte. Am 17. ging's schnell an's Packen unserer Sachen. Samstags kam das Dampfschiff mit Briefen aus der Heimat. Welche Freude bereiten sie! Abends 6 Uhr fuhren wir von Christiansborg nach Keta, und trafen auf demselben Schiff

Missionar Hinderer mit seiner Frau aus Foruba. Sonntag früh langten wir in Keta an, aber da gab es neue Noth. Das Schiff hält nur drei Stunden und Jedermann muß selbst sorgen, wie er mit seinen Sachen an's Land kommt. Der Obersteuermann signalisirte an Bruder Rottmann in Keta: Bringe ein Boot für Passagiere; aber er war nicht zu Hause und sein Gehülfe gab keine Antwort, daß er das Signal verstanden habe. So waren wir recht in Angst. Das Dampfschiff wäre eben mit uns abgefahren, wenn wir nicht hätten loskommen können. Endlich gelang es uns, auf einem sehr gebrechlichen Fahrzeuge aus einem Nachbardörfchen, in dem das Wasser zu allen Fugen hereinströmte, das Land zu gewinnen. Es war gerade 10 Uhr, die Christen im Gottesdienste. Rottmanns Gehülfe war unterdessen mit zwei Booten an Bord gefahren, um unsere Sachen zu holen. Einiges blieb jedoch zurück, wird aber bei der Rückkunft des Schiffes an's Land gebracht werden.

Als wir festen Boden unter den Füßen hatten, dankten wir Gott, der es so wohl mit uns gemacht hatte.

Elise schreibt: Hier in Keta ist es schrecklich heiß, ich glaubte zu erliegen, als wir über den Sand, der mich durch die Schuhe braunte, zum Missionshaus gingen; ich schwitze Tag und Nacht. Die Musquitos plagen einen arg. In Wegbe sind viel weniger. Große Freude hatte ich, die Palmen zu sehen und habe heute früh die Milch einer Cocosnuß getrunken.

Anyako, 21. November. Von Keta fing ein anderer Theil der Reise an, der in der Hängmatte. Bis nach Wegbe sind es etwa 30 Stunden. Ich hatte es mir aber beschwerlicher vorgestellt. Unser Zug war freundlich. Mein Bräutigam, ich mit Theophil, Frau H., welche die Reise nach Wegbe mit uns machte, das Kindsmädchen sammt

den Trägern. Gewöhnlich ging's um 3 oder 4 Uhr Morgens beim Mondschein fort. Die Träger traten so geräuschlos auf, daß es fast keine Bewegung gab. Bald schneller, bald langsamer eilten sie, so kam es oft vor, daß ich keine andere Hängematte sah, und stundenlang mit dem Kinde und meinen beiden Trägern allein war.

Den 26. Morgens Ankunft in Anyako. Die Geschwister sind wohl; es ist sehr heiß. Der ganze Weg von Keta daher ist Sandboden mit kleinen Muscheln bedeckt. Das Meer kam früher bis hieher, so daß man in Booten von einer Station zur andern fahren konnte.

Die Reise über Waya nach Wegbe geschah ganz ohne Unfall. Wenn wir durch ein Negerdorf mußten, strömte Alles unter großem Geschrei heraus, besonders um das weiße Kind zu sehen mit seiner weißen Mutter. Ich konnte natürlich nichts verstehen, merkte aber ihre große Freude aus Mienen und Geberden. O könnte ich nur schon mit ihnen reden. Die Kinder sind lieb und freundlich. Wenn mich Gott gesund läßt, so will ich mir recht Mühe geben, die Sprache bald verstehen und sprechen zu lernen.

Gegen Abend wurde Halt gemacht. Aus dem Schlafen wurde oft nur wenig. Einer unserer Träger, ein Christ, Namens Cornelius, machte Kasse. Wir saßen auf zwei kleinen Schemeln, eine Kiste als Tisch und darauf nur zwei Tassen. Die Kiste mit dem übrigen Geschirr hatte man fallen lassen, es war aber nicht viel darin. Dann wurden zwei Hühner gekauft, jedes für ein Mastuch, Reis hervorgeholt, und während Cornelius dieß zubereitete, machten wir unser Schlafzimmer zurecht. Ein paar wollene Decken für Frau H., für mich mit Theophil und dem Mädchen auf den Boden gebreitet, ein Kissen, das Mosquitonez darüber und es war fertig. In derselben Hütte

schloß auch ein alter heidnischer Neger, der gar nicht weichen wollte, während Jakob draußen unter der Verandah seine Nachtruhe suchen mußte.

Des Morgens ging der Zug dann um halb 4 Uhr fort. Es war wunderschön. Von Anyako her führt der Weg — oft nur ein schmaler tief ausgetretener Fußpfad wie das Bett eines kleinen Baches — anfangs durch Plantagen von Jams, Mais, Zuckerrohr, in denen hin und wieder ein dem Fetisch geheiligter Palmenhain sich findet. Weiterhin, wo herrenloses Land ist, windet er sich oft durch mannshohes Gras auf sumpfigem Boden. Dann kommen Gegenden mit üppiger Vegetation. Hohe Palmen rauschten geheimnißvoll, Schlingpflanzen zogen sich wie Triumphbogen hoch über unserm Wege dahin, die schönsten Blumen aller Art und Farben blühten in großer Menge. Dabei war es nicht so heiß, wir konnten es recht genießen.

In Waya hatte ich große Freude, die Gebäude und Pflanzungen zu sehen. Vor zwölf Jahren hatte Jakob diese Station gegründet und fünf Jahre da gearbeitet. Das neue Hauptgebäude ist schön. Die Schule zählt zweiundzwanzig Kinder. Die größten Bäume, Palmen, Orangen, Mango u. s. w., die nun bereits die Häuser überragen, hat Jakob selbst gepflanzt. Wie schnell wachsen solche Bäume! Wenn man die Christen auch so pflanzen könnte! Einen Mann, Namens Isaaß, den er getauft, und Katechist Aaron, den er unterrichtet hatte, sah ich; Beide kamen uns zu begrüßen. Es that mir in der Seele wohl, die Anhänglichkeit zu sehen, mit der sie ihren alten Missionar begrüßten.

Den 24. November, an einem Samstage kamen wir hier in Wegbe an. Wir sind voll Dankes gegen unsern himmlischen Vater, der uns an Leib und Seele bewahrt hat, und sangen zuerst aus betendem Herzen:

Run danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und aller Enden;
Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut
Bis hieher hat gethan.

Die Neger der Station, besonders die Knaben und Mädchen, hatten große Freude uns zuzusehen und streckten alle miteinander ihre Hände uns entgegen. Ich mußte weinen. O daß ich doch etwas für sie thun könnte! Sie bringen Früchte zum Geschenk, Bananen, Pisang, Ananas, Palmen, Wein, Eier und sogar Hühner. Aus der Stadt Ho kommen die Leute uns zu sehen. Die Königin brachte mir auch Bananen. Könnte ich doch mit den Leuten reden!

Sonntag den 25. gingen wir zum ersten Male zur Kirche. Bruder Bögeli predigte in englischer Sprache über die Zukunft des Herrn. Tags darauf, Montag den 26. November, war unsere Hochzeitfeier. Es war mir wehmüthig, gar Niemanden von meinen Verwandten und Freundinnen um mich zu haben, und mußte einige Zeit allein sein, um mich zu sammeln. Bruder Hauser hielt eine deutsche Rede über Matth. 16, 24: Will mir Jemand nachfolgen, der verlängne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir. — Ein ächt afrikanischer Text zu einer Trauerrede. — Die Schule, die als Kirche dient, war voll Schwarzer. Die Kinder und Katechisten sangen schöne, mir meist bekannte Melodien. Es war ernst und feierlich.

Den 28. November. Wie viel ich heute schreiben werde, weiß ich nicht. Wir sind am Aus- und Einpacken. Meine Kisten kommen nach und nach an. Die Sachen waren alle unverkehrt. Niemand würde es den Kleidern ansehen, daß

sie sechszehn Wochen eng eingeschlossen waren. Es freute mich, die heimathlichen Gegenstände, die größern und kleinern zum Abschied erhaltenen Geschenke wiederzusehen. Alles erinnerte mich an die Lieben zu Hause. Die Geschwister hier freuten sich sehr über die dürrn Kirschen und Heidelbeeren, und erst über die sauren Aepfelschnitze! Wenn doch Alles schon eingeräumt und aufgehoben wäre; jetzt sieht es im Zimmer noch unordentlich aus.

Die Lage und Umgebung der Station ist schön. Gegen Süden, in einer Entfernung von zwei Stunden, erblicke ich den Ataklu, von hier hat er die Form und Größe des Gurtens. Im Norden erfreuen bewaldete Hügelzüge mein Auge. Es mahnt mich Vieles an die Heimat und doch sind es keine Schweizerberge. Die Maispflanzungen sind den Rebbergen im Waadtlande sehr ähnlich. Die Station selbst ist die gesündeste; aber jetzt gerade beginnt die heiße Zeit. Es werden in der Schule 39 Kinder unterrichtet und im Seminar 17 reifere Knaben zu Lehrer- und Predigergehilfen herangezogen. Im Ganzen leben 82 Personen auf der Station. Mit der Nahrung hat man es gut. Milch ist noch nicht viel, doch wollen wir noch Ziegen kaufen. Sie sind kleiner als die in Europa, auch die Hühner sind nicht so groß. Das Einkaufen ist aber schwierig, denn wenn die Neger merken, das man etwas gern hätte, so fordern sie einen viel höhern Preis. Jams kann man brauchen wie Kartoffeln. Das Brod ist gut, statt Hefe nimmt man Palmwein. Orangen haben wir sehr schöne. Alle Sonntage wird ein Schaf geschlachtet, abwechselnd bei uns oder bei Br. Bögeli. Heute gibt es zwei Hühner. Bier ist auch da.

Den 29. November. Es sind schöne Blumen hier. Gestern gegen Abend spazirten wir ein wenig und pflückten

einen wunderschönen Strauß von verschiedenen Blumen, deren Namen ich aber nicht weiß. Bei'm Haus und im Garten sind nur Monarosen, blaue Winden und Astarten mir bekannt. Soeben kommt der Koch zu mir und sagt: „Saffi“. Was das ist, weiß ich nicht, da mein Mann biblische Stunden gibt. Wir lachten Beide, als wir uns nicht verstanden. Da dachte ich: Du nimmst den Schlüssel zur Speisekammer und gehst mit, er kann dann den „Saffi“ selbst nehmen, so weiß ich dann ein ander Mal, was es sei. Nun nahm er Schinken. (Der von Wegbe zurückgekehrte Bruder St. sagte mir aber, „Saffi“ heiße nicht „Schinken“, sondern „Schlüssel“. Diesen wollte der Koch, um jenen zu holen!)

Ich denke viel an meine Lieben und spreche oft mit meinem Manne davon, wie es sein wird, wenn wir in einigen Jahren wiederkommen!

Mit derselben Post schreibt Br. Steinemann unterm 28. November: Elise hat ein liebevolles Herz für die armen Heiden, und sie spüren es auch, deshalb die Freude auf allen Angesichtern, wenn sie sie sehen und begrüßen können. Enyô gagaga oder Enyô vanca, das ist eine sehr schöne gute Frau, so tönt es immer wieder aus aller Mund, und ich glaube, sie ist an ihrem rechten Platz, für den sie der Herr besonders ausgerüstet hat. Die Hauptsache einer Missionsfrau ist nach meiner Ueberzeugung nicht, daß sie Berge umreise, und viel Neußeres schafft, sondern daß sie auf ihre ganze Umgebung einen geistigen Einfluß ausübt und besonders ihrem Manne geistiger Weise eine Gehülfin ist, ihn tröste, aufrichte und unterstütze, daß er in seinem schweren Berufe mit Freudigkeit arbeiten kann. Ich glaube, daß Elise mir in dieser Hinsicht viel sein wird, und auch den armen Heiden zum Segen werde. Ich glaube

auch, daß sie es ihrer Gesundheit halber hier gut aushalten kann. Der Herr Jesus wolle sie mir bewahren."

Wie ganz anders war es in Gottes wunderbarem Rathe beschlossen!

Die letzten Tage des November war die liebe Schwester recht gesund und thätig, suchte überall Hand anzulegen, mußte sogar oft gemahnt werden, sich nicht zu sehr anzustrengen. Dann bekam sie einen Fieberanfall, der sich aber nicht in der gewöhnlichen Weise der Klimafieber zeigte. Die angewandten Mittel hatten nicht Erfolg. Im spätern Nachmittag fing stets eine Beengung auf der Brust an, als hätte sie zu wenig Luft. Bis gegen Mitternacht steigerte es sich, dann wurde es besser und sie konnte mehrere Stunden ruhen. Des Morgens war sie dann wieder ordentlich wohl, so daß sie mancherlei besorgte. Sie selbst glaubte, ihre ganze Krankheit sei Aufregung, und sobald sie ruhiger schlafen könne, werde es besser werden. Jene Wochen waren aber auch sehr gefährliche wegen der beginnenden heißen Zeit. Der Harmatan, der aus dem Innern des Landes wehte, war oft wie mit einem Pesthauche erfüllt, daß man einen wahren Verwesungsgeruch verspürte. Die Luft war äußerst schwül und drückend. Es ging manchmal wie ein Todeszucken durch alle Geschwister; auch Neger starben zu jener Zeit. War es wohl die veränderte Lebensart, verbunden mit den mancherlei Anstrengungen der See- und Landreise, durch welche Elise empfänglich wurde den Krankheitsstoff aufzunehmen? Wer will dies mit Sicherheit sagen! Es stellten sich Erbrechen ein und machten sie sehr elend. Ihre Stimmung war abwechselnd, bald hoffnungsvoll, bald muthloser mit Heimweh vermischt. Aber die Liebe zu ihrer Station und zu dem sie pflegenden Gatten wurde immer größer und der kleine Knabe hatte sie recht

an sie angeschmiegt. Sie sagte einmal: Am Ende mußte ich nur darum krank werden, um recht lieben zu lernen. Ich glaubte vorher, ich hätte wahre Liebe, aber sie ist eine ganz andere geworden."

Die Theilnahme der Negerfrauen war rührend. Viele kamen zum Krankenbette, um diese oder jene Medizin anzurathen oder meinten, man solle sie in ein anderes Haus bringen, weil hier schon zwei Frauen gestorben seien.

Für die Januarpost schrieb sie am 23. Dezember selbst: Seit drei Wochen bin ich nicht gar wohl. Ich glaube es sei nur die Aufregung und veränderte Lebensweise. Ich habe keinen rechten Schlaf und bin des Tages müde, liege darum oft draußen auf der Verandah. Ich bin eben in Afrika, das dürfen wir nicht vergessen, wo besonders das erste Jahr die meisten Krankheiten bringt. Der Herr weiß, was uns nöthig ist. Ich genieße hier alle Pflege, die man nur wünschen kann. Im Garten habe ich manches gesäet, z. B. Wicken und Reseda. Erstere sind in wenigen Tagen schon mehrere Zoll hoch geworden, letzterer wächst langsam aber schön. Auf Weihnachten haben wir für uns und die Kinder etwas Backwerk zugerichtet. Die größern Mädchen haben es unter unserer Anleitung selbst gemacht, und es ist gut gerathen.

Den 25. Dezember. Heute kam Nachricht, daß die Dahomey in Keta angelangt sei, so hoffen wir, die lieben Geschwister, besonders meine Marie Herder noch in diesem Jahre begrüßen zu können. Ich freue mich nun, mit ihr zusammen zu sein und arbeiten zu können.

Den 27. Dezember. Wie oft wollte in diesen Tagen Geduld und Glaube ausgehen. Es war mir, als betete Niemand zu Hause für mich. Wenn doch alle, die für die Mission beten, einige Tage hieher kommen könnten, sie wür-

den nachher eifriger beten. Wie drückt die heidnische Lust auf Herz und Gemüth! Es ist, als wenn man die bösen Geister spüren und sehen könnte. Doch der Herr wird machen, daß mein und unser aller Glaube nicht aufhöre.“ Es sind dieß die letzten Worte, die sie schrieb. Wer will sie beherzigen?

Die erwarteten Geschwister kamen Anfangs Januar in Wegbe an. Die Besorgniß, das Wiedersehen von Marie Herder — nunmehriger Frau Hauser — könne ihr schädlich sein, war grundlos, denn merkwürdiger Weise besserte ihr Zustand von dieser Stunde an. Elise freute sich jetzt beständig darauf, bald recht arbeiten zu dürfen, hat, ihr Worte in der Cwesprache aufzuschreiben, die sie dann im Bett auswendig lernte, so daß sie bereits einiges mit den Mädchen verkehren konnte. Und wie freute sie sich, wenn diese aus eigenem Antriebe in den Busch gingen und ihr einen Blumenstrauß brachten. Ihre Freude war überstrahlend. Sie bekam ganz neuen Lebensmuth, so daß sie die andern niedergeschlagenen und schwachen Geschwister tröstete. Sie lobte und dankte Gott voll Freude, als es ihr zum ersten Male möglich war aufzustehen und vor das Haus zu gehen. „Ich würde zwar gern sterben, sagte sie oft, wenn der Heiland es verlangt, denn ich bin fertig; aber jetzt würde ich doch gerne leben um meines Mannes und des l. Kindes willen. Auch möchte ich gerne an dem Volk hier etwas arbeiten, deswegen bin ich ja nach Afrika gekommen.“

Am 20. Januar war sie besonders fröhlich, wünschte, daß ein Lied gespielt werden möchte und sang kräftig mit.

Den 21. Januar wollte sie wie gewöhnlich des Morgens auf die Veranda hinaus, als es ihr plötzlich unwohl wurde. Ihrem besorgten Gatten kam es gefährlich vor. Sie hingegen hatte trotz aller Uebelkeit freudigen Muth,

und gar keine Todesgedanken. Als die älteren Mädchen traurig herumsaßen, ließ sie ihnen sagen: ich sterbe nicht, es wird bald besser. Einige Tage ging es unter großer Schwachheit ziemlich gleich. Am 27. meinten alle Brüder, der Höhepunkt der Krankheit sei vorüber und es gehe besser. Ich glaube es auch, rief sie fröhlich, und freue mich recht darüber. Aber Nachmittags um zwei Uhr kam ein schwerer Rückfall. Sie wünschte, die Brüder möchten ihr ganz offen ihre Meinung sagen und nahm dann die Nachricht gefaßt auf: es sei menschlicher Weise keine Lebenshoffnung mehr, sie werde kaum den Morgen erleben.

Hierauf wünschte sie mit ihrem Manne allein zu sein und sagte dann: „Ich kann es zwar noch nicht recht glauben, aber ich will mich bereit machen. Es thut mir sehr, sehr weh um dich. Dann betete sie ernstlich, der Herr möge ihn stärken: Laß ihn nicht in der Traurigkeit untergehen, laß dein Angesicht über ihm leuchten. Erbarme dich auch des armen Theophil, ach, ich wäre so gerne seine Mutter gewesen. Siehe du o Herr auf ihn.“ Die Geschwister beteten auch gemeinsam um die Erhaltung des theuren Lebens, sie beteten dringend aber nicht stürmend.

Am selben Abend diktirte sie noch einen kurzen Brief an ihren Bruder: „Du wirst von Jakob hören, daß der Herr mich heimgesufen hat, theile es der l. Mutter so schonend als möglich mit.“ Und einem andern ihr nahe stehenden jungen Freunde ließ sie schreiben: „Ich wollte gerne mein Heimgang würde für dich eine wahre Mahnung sein! O bete recht, du könntest ja auch bald sterben. Der Herr stärke dich!“ Dann wünschte sie das Lied zu hören: Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?

Die Nacht war über Erwarten ordentlich. Die ihr hie und da zugesprochenen Bibelsprüche waren ihr zum

Trost. Der Morgen kam, sie war wieder ganz munter und meinte: Jetzt bin ich doch nicht gestorben. Man hätte es mir gestern nicht sagen sollen. Ich habe mich gefreut zu sterben und um diese Zeit schon beim Heiland zu sein, und jetzt bin ich noch da. Bald kamen neue Fieberanfälle. Einige Tage war sie ziemlich gleich, doch immer schwächer. Oft sagte sie aus ihrem Schlummer erwachend: Bin ich denn immer noch da, und du sitzt Tag und Nacht an meinem Bette? Wenn ich wieder gesund werde, dann sollst du es gut haben, ich will Alles für dich thun, was ich kann. Wir lasen ihr jeweilen des Morgens die Loosung. Ihre theure Freundin, Schwester Marie Hauser, kam täglich und pflegte sie treu. Elise sprach aber sehr wenig mehr, grüßte freundlich, wenn Jemand zu ihr trat und beim geringsten Liebesdienste war ihr Auge freudestrahlend. Samstag den 2. Februar konnte sie nur noch mit Mühe etwas stammeln, hatte aber volles Verständniß bis in die Nacht hinein. Ihr Antlitz glänzte allemal vor Freude, wenn sie einen Bibelspruch hörte. Nachts zwei Uhr fiel sie in sanften Schlummer, das Bewußtsein entschwand. Morgens gegen fünf Uhr kam ihre Stunde. Die Geschwister vereinigten sich alle und beteten über sie, übergaben ihre Seele dem treuen Oberhirten Jesus Christus, und ihr Leben war entflohen. Schwester Hauser sah ihren letzten Athemzug. Dachte sie wohl, daß sie nach 14 Tagen der Freundin nachfolgen werde?

Es war der dritte Februar. Die Loosung heißt:

„So ich im Finstern sitze, so ist doch der Herr mein Licht.“

Wie könnt Er mich denn lassen,
Der treu' Nothhelfer mein?
Ja, wenn die Noth am größten
So will er bei mir sein.

und im Loosungsbüchlein ist für diesen Tag zu Lesen angezeigt Matthäus 8, 23—27: Ihr Kleingläubigen warum seid ihr so furchtsam?

In Afrika tritt die Verwesung rasch ein. Das Begräbniß wurde auf denselben Abend angesetzt. Schnell war es bekannt, daß die gute weiße Mutter gestorben sei. Christen und Heiden umgaben staunend das Haus, als wäre es nicht möglich: sie hat uns ja so lieb gehabt! Um fünf Uhr versammelten sich alle Bewohner der Station Wegbe und sehr viele Heiden aus Ho. Auch die Königin von Ho fehlte nicht, denn sie hatte Elise lieb. Vor dem Missionshause wurde in der Landessprache ihr Lieblingslied gesungen:

Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?

Dann ging der Trauerzug dem lieblich gelegenen Gottesgarten zu. Welch' ein Gang muß es für den Freund gewesen sein, der ihn nun schon zum dritten Male gehen mußte! Dort sangen sie: Himmelan nur Himmelan! Bruder Vögelin hielt die Rede. Den Schluß bildete das Lied: Meinen Jesum laß ich nicht!

So ist nun die irdische Hülle als ein theures Samenkorn der Erde übergeben; ihre Seele ist daheim.

Was hätte sie der Station werden können? In der kurzen Zeit, in welcher wir sie hatten — schreibt der trauernde Gatte — haben wir viel von ihr gelernt. Sie wird uns unvergeßlich bleiben. Aber sie ist einem bessern Manne anvertraut, sie mußte hieherkommen, damit ihre Sehnsucht nach oben schneller befriedigt werde."

Und wir sprechen mit betrübten aber gläubigen Herzen ihre drei Worte wieder:

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln!
Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte

währet ewiglich! Einen jeglichen Neben an mir, der da Frucht bringt, wird er reinigen.

Der treue Heiland hat sie gereinigt und reif gemacht durch freundliche Führungen und Hitze der Trübsal. Nun hat er sie abgeschnitten und heimgenommen. Ihm sei Ehre!



Zentralbibliothek Zürich



ZM03878040